

Das Deutsch der Migranten

Institut für Deutsche Sprache
Jahrbuch 2012



Das Deutsch der Migranten

Herausgegeben von
Arnulf Deppermann

De Gruyter

Redaktion: Melanie Steinle

ISBN 978-3-11-029060-8

e-ISBN 978-3-11-030789-4

ISSN 0537-7900

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2013 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Gesamtherstellung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Inhalt

Ludwig M. Eichinger: Sprachliche Vielfalt und gesellschaftliche
Diversität: Das Deutsch der Migranten.....VII

Arnulf Deppermann: Einleitung: Das Deutsch der Migranten1

Migrationsbedingte Sprechweisen

Peter Auer: Ethnische Marker im Deutschen zwischen
Varietät und Stil.....9

Heike Wiese: Das Potenzial multiethnischer Sprechergemeinschaften.....41

Ben Rampton: From ‘Youth Language’ to contemporary urban
vernaculars59

Nina Berend: Varietätenwandel im Kontakt. Die Entwicklung
des Sprachgebrauchs deutschsprachiger Minderheiten im
bundesdeutschen Kontext81

Ibrahim Cindark: Deutsch-türkisches Code-Switching und
Code-Mixing in einer Gruppe von akademischen Migranten
der zweiten Generation..... 113

Sprachbiographien von Migranten

Anne Betten: Sprachbiographien deutscher Emigranten. Die „Jeckes“
in Israel zwischen Verlust und Rekonstruktion ihrer kulturellen
Identität 145

Patrick Stevenson: SprachGeschichten mit Migrationshintergrund:
demografische und biografische Perspektiven auf
Sprachkenntnisse und Spracherleben..... 193

Katharina Brizic: Grenzenlose Biografien und ihr begrenzter
(Bildungs-)Erfolg. Das Thema der sozialen Ungleichheit
aus der Perspektive eines laufenden soziolinguistischen
Forschungsprojekts..... 223

Kommunikation zwischen Zuwanderern und Einheimischen

Ulrich Reitemeier: Zur kommunikativen Realisierung von
Differenzorientierung in Situationen zwischen Aussiedlern
und Einheimischen 245

Ludger Hoffmann/Uta Quasthoff: Schreiben zwischen Sprachen
und Kulturen. Kommunikation mit und über Behörden 269

Erwerb des Deutschen als Zweitsprache

Petra Schulz: Wer versteht wann was? Sprachverstehen im frühen
Zweitspracherwerb des Deutschen am Beispiel der w-Fragen 313

Ulrich Mehlem: Literate und narrative Textgestaltung in der
Zweitsprache zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit –
Grundschüler türkischer Herkunftssprache erzählen
einen Stummfilm auf Deutsch..... 339

Ursula Bredel: Silben und Füße im Deutschen und Türkischen –
Orthographierwerb des Deutschen durch türkischsprachige
Lerner/innen 369

Das Deutsch der Migranten – eine Zwischenbilanz
(Podiumsdiskussion auf der 48. Jahrestagung des
Instituts für Deutsche Sprache) 391

Ludwig M. Eichinger (Mannheim)

Sprachliche Vielfalt und gesellschaftliche Diversität: Das Deutsch der Migranten

1. Die sprachliche Vielfalt moderner europäischer Gesellschaften

Die 48. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache beschäftigte sich mit einem sprachlichen Thema, das auf ein hohes gesellschaftliches Interesse trifft. Seit einiger Zeit ist klar geworden, dass die Arbeitsmigration, die seit etwa 50 Jahren den Aufbau der Gesellschaft in Deutschland beeinflusst, nicht etwas Vorübergehendes ist, und daher auch sprachliche Verhältnisse schafft und sprachliche (und darüber hinaus gehende) Entwicklungen auslöst, die ihrerseits nicht irgendwie etwas Vorläufiges und Vorübergehendes darstellen.

Vor allem die städtischen Gesellschaften der Bundesrepublik Deutschland – über die anderen deutschsprachigen Staaten soll hier nichts gesagt werden – sind durch einen hohen Grad an Multidimensionalität, die Existenz und Konkurrenz einer Vielzahl von Interaktionsgemeinschaften geprägt. Diese Gemeinschaften sind zweifellos Zentren einer verdichteten Interaktion, zudem sind sie daher systemisch darauf angelegt, diese Verdichtung auch symbolisch zu kennzeichnen. Dennoch sind diese Einheiten keine abgeschlossenen Diskurskreise. In modernen westeuropäischen Gesellschaften geht das weit über den Tatbestand hinaus, dass es Spezialisten für die Kommunikation zwischen den verschiedenen Gruppen bzw. zur Mehrheitsgemeinschaft hin gäbe. Vielmehr interagieren auf der Ebene der Individuen Partner mit unterschiedlichen aber hoch diversifizierten Profilen miteinander. Wie weit das einen Zustand der vielfachen und vielfältigen Fusion kommunikativer Optionen hervorgebracht hat, der es kaum mehr erlaubt, in einer einfachen Weise von gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit zu sprechen, wird unter dem Leitmodell eines qualitativen Sprungs in der Dimensionalität („superdiversity“) diskutiert.¹ Darin mögen sich die verschiedenen städtischen Gesellschaften Europas unterscheiden, der Tatbestand einer grundlegenden Überlagerung der sprachlichen Verhältnisse in unseren Gesellschaften ist unstrittig. Für die bundesdeutschen städtischen Interaktionsräume hat sich der sprachliche Alltag in einer Weise verändert, der mit der Beschreibung mehr oder minder isolierter „anderssprachiger“ Gruppen nicht angemessen beschrieben wäre. Vielmehr stellen nach dieser

¹ Vgl. dazu Rampton (2006, S. 11 ff.); Vertovec (2007).

jahrzehntelangen Entwicklung seit dem Beginn eines großräumigeren Zuzugs von Personengruppen, die aus anderssprachigen Räumen stammen, heutzutage sprachliche Formen und Ausdrucksweisen, deren Ursprung auf entsprechende Sprachkontaktphänomene zurückzuführen ist, einfach einen Teil des alltäglichen sprachlichen Interaktionsgefüges in diesen gesellschaftlichen Formationen dar. Beginn und mengenmäßiger Kern dieses Zuzugs war ein Typ von Arbeitsmigration, der erklärt, warum sich solche sprachlichen Erscheinungen vor allem in Städten finden und in der generationellen Folge zudem bevorzugt bei Gruppen von Sprecherinnen und Sprechern, die eher jünger sind und einem informellen Lebensstil zuneigen. Bemerkenswert ist auch, dass diese sprachlichen Formen und Routinen unter spezifischen Bedingungen allmählich so weit in unser sozialpsychologisches Orientierungssystem eingebaut sind, dass sie nicht als ethnolektale Sprechweisen auf die „Ursprungsgruppe“ mit entsprechendem fremdsprachlichem Hintergrund begrenzt bleiben, sondern im Sinne gesellschaftlicher Symbolisierungsroutinen genutzt werden – wenn auch in begrenztem Ausmaß. Aus verschiedenen Gründen ist es nicht besonders überraschend, dass dieser Effekt insbesondere in gesellschaftlichen Kontexten aufscheint, in denen jugendliche Identitäten sich über Bilder innerstädtisch-progressiver Lebensstile konstituieren, Lebensstile, deren Imagologie entlang leitender jugendkultureller Vorstellungen von großstädtischer Härte geprägt ist.²

2. Migration und ihre Folgen in Deutschland

Diese sprachlich-kulturellen Veränderungen sind nicht zuletzt vor dem Hintergrund zu sehen, dass ihre Entstehungsgrundlage – der Sprachkontakt im Kontext und im Gefolge von (Arbeits-)Migration – quantitativ ganz erhebliche Ausmaße angenommen hat. Dass diese quantitative Seite längere Zeit nicht so sehr in den Fokus geriet, hat nicht zuletzt damit zu tun, dass die Zahlenverhältnisse im Hinblick auf die „Personen mit Migrationshintergrund“ in der bundesdeutschen Bevölkerung erst seit den Mikrozensus-Erhebungen des letzten Jahrzehnts einigermaßen konkret fassbar und auch in ihrer regionalen und sozialen Verteilung erfassbar sind.³

Die verschiedenen Stadien – vielleicht auch Stadien der Wahrnehmung – dieser Entwicklung spiegeln sich auch in der Art der wissenschaftlichen Fragestellungen, die von ihr ausgelöst werden. Das ergibt über die Zeit gesehen eine ganz erhebliche Bandbreite an Fragestellungen, die in diesem Kontext wissenschaftliche – soziolinguistische – Themen darstellen. War das Bild dieser Migration zu Beginn in der Öffentlichkeit vom Bild der auf Zeit angeworbenen Gastarbeiter geprägt, so passen dazu auch die ersten Unter-

² Dazu und zu den Abstufungen des Ethnolektalen siehe Auer (2003).

³ Zu den neuesten Daten siehe Statistisches Bundesamt (Hg.) (2011).

suchungen, die unter dem Titel laufen: „Das Pidgin-Deutsch der Gastarbeiter“⁴ (das damals an spanischen und italienischen Gastarbeitern untersucht wurde).

Als die gesellschaftliche Frage des zumindest längeren Aufenthalts der Zugewanderten allmählich virulenter wurde, begannen sich auch die wissenschaftlichen Untersuchungen auf Fragen der Verhältnisse bei ersten und zweiten Generationen bzw. im familiären Kontext auszuweiten.⁵ Mit der politischen Wende der 1990er Jahre, als dann neben der Frage der Aussiedler auch die Frage von Asylsuchenden für die bundesdeutsche Gesellschaft relevant wurde – nicht zuletzt aufgrund der Kriegsfolgen im ehemaligen Jugoslawien –, kommen zudem die immer komplexer werdenden sprachlichen Verhältnisse in den Fokus der Untersuchungen. In der Folge dieser Diskussion kam es zu Klärungsprozessen im Hinblick auf den Status der Bundesrepublik Deutschland als eines „Einwanderungslandes“⁶, die dann auch zu einem Zuwanderungsgesetz mit seinen Folgeeregungen führten.⁷ Das scheint die Stufe zu sein, zu der die Wissenschaft von der Frage bewegt wird, wie eine den demokratischen Verhältnissen angemessene sprachliche Integration aussehen sollte.⁸

Wenn man die Abfolge dieser Etappen der Diskussion betrachtet, so ist es ein weiter Weg von den Anfängen der „Gastarbeiterlinguistik“ zu den Konzepten und Konstruktionen, die sich unter dem Titel dieser Tagung „Das Deutsch der Migranten“ finden.

3. Gibt es das Deutsch der Migranten?

Kurze Titel verkürzen: Nicht dass der Titel der Tagung, die in diesem Band dokumentiert ist, in seiner Kürze nicht verschiedene Interpretationen zuließe. Sie lassen sich als Kondensationen aus Texten unter Weglassen von Einzel-

⁴ So der Titel des einflussreichen Beitrags Clyne (1968), der den Anstoß zu den Untersuchungen dieser frühen Phase gab; vgl. Riehl (2004, S. 107 ff.). Die bedeutendste Studie in diesem Kontext war das Heidelberger Forschungsprojekt (Klein 1975).

⁵ Vgl. dazu z.B. Cindark (2011).

⁶ Siehe die entsprechenden Karten in Dorling/Newman/Barford (2010) zur Einwanderung und zum „Nettogewinn“ an Bevölkerung durch Migration.

⁷ Vgl. neben dem Zuwanderungsgesetz (2004) z.B. die in Goethe-Institut (2012) gegebenen Informationen zu den praktischen Folgen.

⁸ Dass es für solche Überlegungen eher hinderlich ist, dass es keine statistisch verlässliche Grundlage zu den in Deutschland gesprochenen Sprachen gibt, kann man zu recht beklagen, vgl.: „In der amtlichen Statistik gibt es keine Datenquelle, die über Sprachkenntnisse der ausländischen Bevölkerung oder der Personen mit Migrationshintergrund in Deutschland Auskunft geben könnte. So enthält beispielsweise der Mikrozensus des Statistischen Bundesamtes keine Fragen und Angaben zu Sprachkenntnissen. Insofern ist die Datenlage im Bereich der sprachlichen Integration im Vergleich zu anderen Integrationsbereichen relativ schlecht“ (Haug 2008, S. 11); anders ist das z.B. in den USA (siehe US Census 2010), wo nach anderen Sprachen, die in der Familie gesprochen werden, gefragt wird.

heiten verstehen, und können so durchaus die Titel von unterschiedlichen Geschichten sein. Wenn hier einfach ohne weitere Attribution von *Deutsch*, von der deutschen Sprache also, die Rede ist, spricht das zunächst einmal davon, dass die gemeinten sprachlichen Befunde nicht mehr als irgendetwas Äußeres, sondern als ein funktional und sozial lesbarer Bestandteil der „normalen“ Kommunikation im deutschen Sprachraum gesehen werden. Daraus kann man allerdings noch keine konkreteren Schlüsse darauf ziehen, wie man die in diesem Kontext beobachteten Sprachformen, Ethnolekte, Entwicklungen und Trends im Varietätenkontext des Deutschen zu positionieren hätte,⁹ ob und wie weit man überhaupt von einer Varietät in einem irgendwie abgeschlossenen Sinne sprechen will. Auf der anderen Seite ist auch der Gebrauch des Wortes *Migrant* – seit es denn gängig ist¹⁰ – nicht eindeutig. Das prototypische Konzept, das hinter den Verwendungen dieses Wortes sichtbar wird, ist nicht so einheitlich – nicht alle Personen mit Migrationshintergrund, wie es in der Terminologie der Statistiker des Mikrozensus heißt, gelten in gleicher prototypischer Weise als Migranten bzw. auch als typische Repräsentanten der entsprechenden Sprachformen.¹¹ Es sind die großen Gruppen, die bzw. deren Eltern und Großeltern in die Bundesrepublik Deutschland gekommen sind und bei denen die Vorstellung einer größeren sprachlichen und kulturellen Differenz zum „autochthonen“ Deutsch herrscht, die das allgemeine Bild und die vorherrschenden gesellschaftlichen Vorstellungen davon prägen.¹²

Prominent ist etwa die Gruppe der Personen mit Bezug auf die Türkei bzw. das Türkische, deutlich weniger gilt eine solche Zuordnung für eine – zweifellos ebenfalls durch Migration nach Deutschland gekommene – andere Gruppe, von der auf der Tagung die Rede war, die Russlanddeutschen, und der Beitrag zu den nach Israel ausgewanderten Deutschen, der sich ebenfalls in diesem Band findet, zeigt, dass Migration auch noch ganz andere Gesichter und Erscheinungsformen hat.¹³ All diese Zuordnungen stellen natürlich auch den Rahmen dafür dar, wie in öffentlichen und nicht zuletzt schulischen Kontexten mit dem Deutsch der Migranten umzugehen ist.

Es ist – was nach diesen Ausführungen nur logisch ist – das erste Mal, dass es eine Jahrestagung unter dieser Themenformulierung gibt, Thema

⁹ Vgl. dazu jetzt den weit gehenden Vorschlag von Wiese (2012) bzw. die Beiträge von Auer und Wiese in diesem Band.

¹⁰ Seit etwa Mitte der 1990er Jahre.

¹¹ In gewissem Umfang spiegeln sich diese Einschätzungen in den Meinungen zu fremdsprachigen Akzenten, die in Gärtig/Plewnia/Rothe (2010) dokumentiert sind.

¹² Nach dem Mikrozensus von 2010 sind die Personen mit türkischem Hintergrund bei weitem die größte Gruppe (ca. 2,5 Mio.), gefolgt von Personen mit polnischem Migrationshintergrund (ca. 1,3 Mio.); alle weiteren Gruppen sind deutlich kleiner. Allerdings erreicht die Gruppe mit Bezug auf die alte Sowjetunion ungefähr die Größe der türkischen Gruppe und die des ehemaligen Jugoslawien die der polnischen; siehe Statistisches Bundesamt (Hg.) (2011).

¹³ Vgl. die Beiträge von Berend und Betten in diesem Band.

war die zugrunde liegende Frage aber zumindest schon einmal, im Jahr 1981, eine Gelegenheit, die den Beginn einer jahrzehntelang anhaltenden Beschäftigung mit diesem Thema am IDS darstellte. Das Thema hieß damals „Mehrsprachigkeit in der Stadtregion“;¹⁴ Werner Kallmeyer und Inken Keim stellten bei dieser Gelegenheit das auf die Mannheimer Verhältnisse bezogene Projekt „Kommunikation in der Stadt“ vor, das 1994 und 1995 seine Ergebnisse in vier dicken Bänden zur Stadtsprache darstellte.¹⁵ Inken Keim führte die dort begonnenen Untersuchungen zu den kommunikativen Praktiken auf das Türkische bezogener Sprechergruppen über die Jahrzehnte hin fort,¹⁶ und war auch in diesem Jahr mit einem Vortrag vertreten, in dem sie gemeinsam mit einem ihrer alten Projektmitarbeiter verschiedene Sprechertypen skizziert, die sich in diesem Kontaktfeld herausgebildet haben.¹⁷ Gesprochen hat von den diesjährigen Referenten damals auch schon Peter Auer (Auer 1982), und bei der Publikation dabei war auch schon Peter Schlobinski, dem nun im Jahr 2012 der Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim verliehen wurde.¹⁸

Erkennbar ist bei der Lektüre der damaligen Beiträge, dass es damals mehr um die Beziehungen von zwei getrennten Sprachen ging, als um die Frage der Integration der vorhandenen sprachlichen Optionen in ein Spektrum kommunikativer Möglichkeiten. So wird der Befund dort – im Text auf dem Rücken des Tagungsbandes (Bausch (Hg.) 1982) – folgendermaßen geschildert:

Der Kontakt zwischen Deutschen und Ausländern führte zur Übernahme von Elementen der Fremdsprache in die deutsche Sprache. Er führte aber auch dazu, dass sich unter den Ausländern Sprachformen der Muttersprache entwickeln, die durchmischt sind mit den Elementen des Deutschen. Und schließlich entwickeln sich im Kontakt zwischen Ausländern mit verschiedenen Muttersprachen neue Formen des Deutschen.

Heute geht es uns nach den zwischenzeitlichen Erfahrungen um Anderes, um die Frage der Integration ursprünglich kontaktinduzierter sprachlicher Formen und Züge in die gesellschaftliche Interaktion, und es geht daher nicht zuletzt um die praktischen Folgen,¹⁹ die in einer modernen multidimensionalen Gesellschaft²⁰ daraus abzuleiten sind.

¹⁴ Siehe Bausch (Hg.) (1982).

¹⁵ Siehe Debus/Kallmeyer/Stickel (Hg.) (1994–1995).

¹⁶ Siehe Keim (2008).

¹⁷ Siehe Cindark (in diesem Band).

¹⁸ Siehe Schlobinski (2012); Dittmar/Schlieben-Lange/Schlobinski (1982).

¹⁹ Vgl. dazu etwa das in Stanat/Rauch/Segeritz (2010) gegebene Resümee zu den entsprechenden PISA-Befunden; siehe auch die im Hinblick auf Mehrsprachigkeitsgewinne eher skeptischen Ausführungen in Esser (2006).

²⁰ Wie weit hier die sprachlichen Kontakt- und Amalgamierungsprozesse gehen, wie weit man sprachliche Differenzen als Epiphänomene einer Konstruktion von Identität verstehen kann (vgl. dazu neben Rampton in diesem Band etwa Blommaert/Rampton 2011) oder doch auch

4. Mannheim als Exempel – und wofür?

Die Stadtsprache Mannheims zu untersuchen, hatte das IDS sich im Jahr 1981 vorgenommen,²¹ als unübersehbarer Teil dieses Untersuchungsobjekts blieb das Sprechen und die Kommunikation der Migranten seither ein Thema der Forschungen im Institut.²²

Mannheim ist nach wie vor ein guter Ort für solche Untersuchungen, mit etwa 38% Wohnbevölkerung mit Migrationshintergrund – wie Stuttgart – nimmt es nach Frankfurt, das von den deutschen Städten mit etwa 43% in dieser Kategorie die höchste Quote hat, eine der ersten Stellen ein²³ (in Berlin sind es zum Vergleich etwa 24,3%), von den Flächenländern hat zudem Baden-Württemberg im Bundesdurchschnitt die höchste Quote an Personen mit Migrationshintergrund (mit 26%; Bundesdurchschnitt 19%).²⁴ Man sieht hier andeutungsweise schon, dass auch innerhalb der bundesdeutschen Verhältnisse Differenzen vorhanden sind, von denen die Deutungen nicht unbeeinflusst bleiben können – und bei deren Größenordnung²⁵ man sich auch einmal von sprachwissenschaftlicher Seite quantitative Untersuchungen zu den sprachlichen Verhältnissen wünschen würde.

5. Schluss

An den Themen, die in den Beiträgen dieses Bandes behandelt werden, kann man sehen, dass das Bewusstsein um die Notwendigkeit einer angemessenen öffentlichen – auch praktischen – Haltung zu diesen doch weiträumigen Veränderungen in der öffentlichen Diskussion angekommen ist. Wenn wir uns als Sprachwissenschaftler von der sprachlichen Seite an die Sache annähern, ist der zentrale Ort dieser Fragen daran erkennbar, dass ganz unterschiedliche Konzeptualisierungen des zu untersuchenden Gegen-

als Phänomene erfahrener Differenz, hängt sicher unter anderem vom jeweiligen gesellschaftlichen Umfeld und seinen Traditionen ab (vgl. die Antworten zur Wahrnehmung „Anderssprachiger in Eichinger et al. 2009 und Gärtig/Plewnia/Rothe 2010), und wird sicher auch sprachwissenschaftlich weiter zu diskutieren sein (siehe z.B. die Beiträge in Eichinger/Plewnia/Steinle (Hg.) 2011; v.a. Stevenson 2011)

²¹ Siehe Kallmeyer/Keim/Nikitopoulos (1982).

²² Ein in diesem Rahmen durchgehendes Forschungsthema ist dokumentiert in Keim (2008), aber auch bei Cindark (2011).

²³ In Anbetracht dessen mag der folgende Befund die Frage von Integriertheit und Integration noch einmal von einer anderen Seite zu beleuchten: „Bemerkenswert ist aber auch, dass einige Städte mit hohen Anteilen an Migrantinnen und Migranten an der Bevölkerung, unter ihnen Mannheim, Heilbronn, Ingolstadt, Hagen und Pforzheim, kein Ratsmitglied mit Migrationshintergrund aufweisen“ (Schönwälder/Sinanoglu/Volkert 2011, S. 12).

²⁴ Daten nach Statistisches Bundesamt (Hg.) (2011) und Stadt Mannheim (2012).

²⁵ In Mannheim handelt es sich immerhin um ca. 123.000 Personen mit Migrationshintergrund, davon gehören 28.300 (23%) zu der größten Gruppe, der mit türkischem Migrationshintergrund. In Berlin lauten die entsprechenden Zahlen 835.000 und 176.000 (21%).

standsbereichs vorgeschlagen und diskutiert werden. Die eine Seite dabei stellt die Frage dar, welchen Wert man der zu beobachtenden sprachlichen Variation vor dem Hintergrund gängiger Beschreibungen des Deutschen beimisst. Strittig und in gewisser Weise entscheidend ist dabei die Frage, inwieweit hierbei Hinweise auf gesellschaftliche Mehrsprachigkeit überhaupt nützlich sind, um das individuelle und das Gruppen-Sprachverhalten in den beobachteten gesellschaftlichen Gruppen zu erklären. Das hat dann natürlich auch Folgen für die Frage, wie man die praktischen Seiten dieser Entwicklungen – etwa in der schulischen Praxis – angeht. Dass dazu der Blick über die Bundesrepublik Deutschland hinaus ebenso wichtig und erkenntnisträchtig ist wie der Blick über die engeren Fachgrenzen hinaus, hat auch die hier dokumentierte Tagung²⁶ wieder gezeigt.²⁷

Literatur

- Auer, Peter (1982): Transferierte Rituale in bilingualen Interaktionen italienischer Migrantenkinder. In: Bausch (Hg.), S. 194–224.
- Auer, Peter (2003): ‚Türkenslang‘: Ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen. In: Häcki Buhofer, Annelies (Hg.): Spracherwerb und Lebensalter. (= Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 83). Tübingen/Basel, S. 255–264.
- Auer, Peter (in diesem Band): Ethnische Marker im Deutschen zwischen Varietät und Stil.
- Bausch, Karl-Heinz (Hg.) (1982): Mehrsprachigkeit in der Stadtregion. (= Jahrbuch 1981 des Instituts für deutsche Sprache). Düsseldorf.
- Berend, Nina (in diesem Band): Varietätenwandel im Kontakt. Die Entwicklung des Sprachgebrauchs deutschsprachiger Minderheiten im bundesdeutschen Kontext.
- Betten, Anne (in diesem Band): Sprachbiographien deutscher Emigranten. Die „Jeckes“ in Israel zwischen Verlust und Rekonstruktion ihrer kulturellen Identität.
- Blommaert, Jan/Rampton, Ben (2011): Language and superdiversity. In: *Diversities* 13, 2, S. 1–21.
- Cindark, Ibrahim (2011): Migration, Sprache und Rassismus. Der kommunikative Sozialstil der Mannheimer „Unmündigen“ als Fallstudie für die „emanzipatorischen Migranten“. (= Studien zur Deutschen Sprache 51). Tübingen.

²⁶ Zum Vorbereitungsteam der Tagung gehörten Angelika Redder, Rosemarie Tracy, Inken Keim, Nina Berend und Arnulf Deppermann; ihnen sei auch hier noch einmal gedankt wie auch allen Referentinnen und Referenten für Ihre Beiträge.

²⁷ Kurz vor der Tagung war die Nachricht von dem unzeitigen Tod von Frau Dr. Susanne Anshütz bekannt geworden. Die Bedeutung von Frau Anshütz für die sprachwissenschaftliche Forschung ist mit ihrer Tätigkeit als Referentin in der DFG für dieses Fachgebiet zwar bezeichnet, aber in seiner Bedeutung für die Sprachwissenschaft und viele Sprachwissenschaftler/innen nicht hinreichend beschrieben. Ihrer wurde bei der Eröffnung der Tagung gedacht und das soll auch an diesem Orte nicht vergessen sein.

- Cindark, Ibrahim (in diesem Band): Deutsch-türkisches Code-Switching und Code-Mixing in einer Gruppe von akademischen Migranten der zweiten Generation
- Clyne, Michael (1968): Zum Pidgin-Deutsch der Gastarbeiter. In: Zeitschrift für Mundartforschung 35, S. 130–139.
- Debus, Friedhelm/Kallmeyer, Werner/Stickel, Gerhard (Hg.) (1994–1995): Kommunikation in der Stadt. 4 Bde. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 4.1–4.4). Berlin/New York.
- Dittmar, Norbert/Schlieben-Lange, Brigitte/Schlobinski, Peter (1982): Teilkommentierte Bibliographie zur Soziolinguistik von Stadtsprachen. In: Bausch (Hg.), S. 391–423.
- Dorling, Daniel/Newman, Mark/Barford, Anna (2010): Atlas der wirklichen Welt. So haben Sie die Erde noch nie gesehen. Darmstadt.
- Eichinger, Ludwig M./Plewnia, Albrecht/Steinle, Melanie (Hg.) (2011): Sprache und Integration. Über Mehrsprachigkeit und Migration. (= Studien zur Deutschen Sprache 57). Tübingen.
- Eichinger, Ludwig M. et al. (2009): Aktuelle Spracheinstellungen in Deutschland. Erste Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativumfrage. Mannheim.
- Eichinger, Ludwig M. et al. (Hg.) (2012): Sprache und Einstellungen. Spracheinstellungen aus sprachwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Perspektive. Mit einer Sprachstandserhebung zum Deutschen von Gerhard Stickel. (= Studien zur Deutschen Sprache 61). Tübingen.
- Esser, Hartmut (2006): Sprache und Integration. Die sozialen Bedingungen und Folgen des Spracherwerbs von Migranten. Frankfurt a.M./New York.
- Gärtig, Anne-Kathrin/Plewnia, Albrecht/Rothe, Astrid (2010): Wie Menschen in Deutschland über Sprache denken. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung zu aktuellen Spracheinstellungen. (= amades 40). Mannheim.
- Goethe-Institut (Hg.) (2012): Sprache und Integration. München. Internet: www.goethe.de/lhr/prj/daz/pro/Goethe-Institut_Sprache_und_Integration_2012.pdf (Stand: 05.10.2012).
- Haug, Sonja (2008): Sprachliche Integration von Migranten in Deutschland. (= Bundesamt für Migration und Flüchtlinge: Working paper der Forschungsgruppe des Bundesamtes 14; Integrationsreport 2). Nürnberg.
- Kallmeyer, Werner/Keim, Inken/Nikitopoulos, Pantelis (1982): Zum Projekt „Kommunikation in der Stadt“. In: Bausch (Hg.), S. 345–391.
- Keim, Inken (2008): Die „türkischen Powergirls“. Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnengruppe in Mannheim. 2., durchges. Aufl. (= Studien zur Deutschen Sprache 39). Tübingen.
- Klein, Wolfgang (1975): Sprache und Kommunikation ausländischer Arbeiter. Heidelberger Forschungsprojekt „Pidgin-Deutsch“. (= Monographien Linguistik und Kommunikationswissenschaft 20). Kronberg.
- Rampton, Ben (2006): Language in late modernity: interaction in an urban school. (= Studies in Interactional Sociolinguistics 22). Cambridge.
- Rampton, Ben (in diesem Band): From ‘Youth Language’ to contemporary urban vernaculars.

- Riehl, Claudia Maria (2004): Sprachkontaktforschung. Eine Einführung. Tübingen.
- Schlobinski, Peter (2012): Sprache und Kommunikation im digitalen Zeitalter. Rede anlässlich der Verleihung des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim am 14. März 2012. Laudatio von Ludwig M. Eichinger. (= Dudenbeiträge zu Fragen der Rechtschreibung, der Grammatik und des Stils 61). Mannheim/Zürich.
- Schönwälder, Karen/Sinanoglu, Cihan/Volkert, Daniel (2011): Vielfalt sucht Rat. Ratsmitglieder mit Migrationshintergrund in deutschen Großstädten. Eine Studie des Max-Planck-Instituts zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften. (= Schriften zur Demokratie 27). Berlin.
- Stadt Mannheim, Kommunale Statistikstelle (2012): Bevölkerung mit Migrationshintergrund (Wohnberechtigte) zum 31.12.2011. Internet: www.mannheim.de/stadt-gestalten/einwohner-migrationshintergrund (Stand: 05.10.2012).
- Stanat, Petra/Rauch, Dominique/Segeritz, Michael (2010): Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund. In: Klieme, Eckhard et al. (Hg.): PISA 2009. Bilanz nach einem Jahrzehnt. Münster u.a., S. 200–230.
- Statistisches Bundesamt (Hg.) (2011): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit: Bevölkerung mit Migrationshintergrund. Ergebnisse des Mikrozensus 2010. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt. Internet: www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/MigrationIntegration/Migrationshintergrund2010220107004.pdf?__blob=publicationFile. (Stand: 05.10.2012).
- US Census 2010. Internet: <http://2010.census.gov/2010census/data/> (Stand: 05.10.2012).
- Vertovec, Steven (2007): Super-diversity and its implications. In: *Ethnic and Racial Studies* 30, S. 1024–1054.
- Wiese, Heike (in diesem Band): Das Potenzial multiethnischer Sprechergemeinschaften.
- Wiese, Heike (2012): Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht. München.
- Zuwanderungsgesetz (2004): Gesetz zur Steuerung und Begrenzung der Zuwanderung und zur Regelung des Aufenthalts und der Integration von Unionsbürgern und Ausländern (Zuwanderungsgesetz). Vom 30. Juli 2004. Berlin.

Arnulf Deppermann (Mannheim)

Einleitung: Das Deutsch der Migranten

„Das Deutsch der Migranten“ – ein Titel, der schön griffig ist, der neugierig macht und provoziert. Ein Titel, der darauf verweist, dass soziale Prozesse unmittelbar Entwicklungen und Veränderungen von Sprache und Kommunikation in unserer Gesellschaft nach sich ziehen. Natürlich: Die Einfachheit des Titels ist tückisch, ja vielleicht gar irreführend. Denn es gibt weder „die Migranten“ noch „ein Deutsch“, das sie alle sprechen. Ethnische Herkunft, Nationalität, kulturelle Orientierung und sprachlicher Habitus werden allzu oft in eins gesetzt, als ergäbe sich aus dem einen zwangsläufig auch das andere. Doch die erste Lehre einer Soziolinguistik der Globalisierung (Blommaert 2010) ist, dass auch sprachlich und gerade in sprachlich-kommunikativer Hinsicht in unserer Gesellschaft „Superdiversität“ (Vertovec 2007) schon längst nicht mehr die Ausnahme, sondern zunehmend die Regel ist (Blommaert/Rampton 2011). Wenn wir vom „Deutsch der Migranten“ sprechen, dann sprechen wir vom türkischstämmigen Bundestagsabgeordneten dritter Generation wie von der frisch zugezogenen Heiratsmigrantin, von der Japanerin, die für ein paar Monate in der deutschen Filiale ihrer Firma arbeitet, wie vom Roma, der den Handel mit Autos zwischen Deutschland und Rumänien organisiert. So sehr also „Das Deutsch der Migranten“ sofort das Stereotyp des bildungsfernen, männlichen, vielleicht gar in einer Parallelgesellschaft lebenden Migranten aus Süd(ost)europa aufzurufen scheint, so sehr verweist es bei genauerem Hinsehen gerade auf keinen einheitlichen Gegenstand, sondern auf die Dynamik kultureller und sprachlicher Vielfalt, die sich in unserer Gesellschaft gegenwärtig entwickelt – mit all ihren Potenzialen und Problemen und den sich daraus ergebenden Herausforderungen für die linguistische Forschung, nicht nur in der Germanistik. Allein schon die Tatsache, dass das Medieninteresse an wohl keiner der bisherigen Jahrestagungen des IDS so groß war wie an dieser, und die nahezu 500 TeilnehmerInnen zeigen, wie sehr die mit dem Thema angesprochenen Fragen und Entwicklungen Wissenschaft und Öffentlichkeit beschäftigen.

Migration erzeugt eine Vielfalt neuer Konstellationen sprachlicher, kommunikativer und sozialer Art. Eine erste Lehre ist es, diese Vielfalt nicht über einen Kamm zu scheren. Die manchmal sehr holzschnittartige Diskussion („Deutschland schafft sich ab“, Sarrazin 2010) zu versachlichen und zu differenzieren war also ein Ziel dieser Tagung, das heißt: Zunächst einmal den Blick auf die Fakten der sprachlichen Kommunikation zu richten. Um vereinfachende Problemdiagnosen und ebensolche Lösungen, die wir

oft genug im gesellschaftlichen Diskurs zum Thema „Sprache“ hören, zu begegnen, sind gerade auch die Germanistik und andere Sprachwissenschaften gefragt.

Die Beiträge der Tagung und also auch dieses Buchs gliedern sich in vier Stränge:

- Migrationsbedingte Sprechweisen,
- Kommunikation zwischen Einheimischen und Zuwanderern,
- Sprachbiographien von Migranten,
- Erwerb des Deutschen als Zweitsprache.

Die Frage, die in der Öffentlichkeit wohl am Hitzigsten diskutiert wird, wenn es um das Thema „Sprache und Migration“ geht, ist die nach der Eigenart migrationsbedingter Sprechweisen. Gibt es umschriebene Ethnolekte des Deutschen? Wo kommen sie her? Wie sehen ihre Strukturen aus? Was haben sie mit den Erstsprachen der Sprecher zu tun? Im Brennpunkt steht dabei besonders die Frage: Handelt es sich bei diesen Sprechweisen um einen Habitus, der auf ein begrenztes sprachliches Repertoire verweist? Oder sind es frei gewählte Stile, die flexibel je nach Gesprächssituation und Kommunikationszweck benutzt werden?

Die Untersuchungen in diesem Band von **Peter Auer** und **Heike Wiese** zeigen, dass wir es mit mehr als individuellen Genus- oder Kasusfehlern zu tun haben. Wir sehen Besonderheiten der Wortstellung und der Rhythmisierung,

Gestern (.) hab ich angefangen (.) Training.

der Nichtrealisierung von Artikeln und Präpositionen

Muss=sch morgen Schule geben.

oder bestimmter Konstruktionen für bestimmte Handlungen wie Bewertungen

Gestern das war voll der coole Film.

Inwieweit diese Sprechweisen auf dem Weg sind, sich zu stabilen, tradierten Varietäten auszubilden, welche Formen in der Sprachbiographie der Sprecher auf Dauer erhalten bleiben und was schließlich auch in andere Varietäten (wie Spielarten der Jugendsprache) und schließlich in die Gemeinsprache übergehen wird, ist noch offen. Hier ist der Blick auf andere Länder wie Großbritannien, die aufgrund ihrer kolonialen Vergangenheit schon länger Erfahrungen mit der Immigration exolingualer Sprechergruppen haben, aufschlussreich. **Ben Ramptons** Beitrag zeigt, wie sich aus ursprünglich jugendprachlichen, ethnisch markierten „Ghetto“-Sprechweisen in London urbane Sprechweisen herausbilden, die sprachliche Formen unterschied-

lichster Variationsquellen synthetisieren und flexibel, je nach Adressat und Kontext kombinieren. Migranten kommen aber nicht nur mit nicht-deutschen, sondern auch mit deutschen Herkunftssprachen in unser Land. So zum Beispiel die Russlanddeutschen, zumindest die, die vor der Jahrtausendwende einwanderten. Was wird aus dem von ihnen mitgebrachten Deutsch? Wie passt es sich den regionalen und überregionalen Varietäten an, die im Aufnahmeland gesprochen werden? Welche Merkmale sind besonders widerständig? **Nina Berends** Längsschnittuntersuchung zur sprachlichen Anpassung russlanddeutscher Zuwanderer gibt Antworten. Fragen nach dem Deutsch der Migranten sind also immer auch Fragen nach der inneren Mehrsprachigkeit des Deutschen. Aber Migration führt natürlich auch zu mehrsprachigen Praktiken, die das Deutsche und die Herkunftssprachen umfassen. **Ibrahim Cindark** zeigt, dass der Wechsel zwischen Sprachen je nach sozialer Gruppe sehr unterschiedlich praktiziert und bewertet wird und somit auch einen Blick auf Spracheinstellungen und Identitätswürfe gibt. Früher wurde Mehrsprachigkeit unter Stichworten wie „Semilingualismus“ vor allem als Problem gesehen. Heute setzt sich immer mehr die Erkenntnis durch, welchen Reichtum sie identitätsbezogen, kulturell und auch für das berufliche Fortkommen eröffnen kann.

Differenzen und Hürden in der Kommunikation zwischen Einheimischen und Zuwanderern sind aber nicht nur und oft gar nicht in erster Linie begrenzten Sprachkompetenzen geschuldet. Das zeigt sich besonders in der Kommunikation mit Institutionen. Fremdheit ist nicht etwas bloß Faktisches, sie ist selbst eine Orientierungsgröße, die schnell für alle Beteiligten in oft problematischer Weise leitend wird. **Ulrich Reitemeier** zeigt, wie die wechselseitige Orientierung an kultureller Differenz und damit an einer Differenzidentität zur Zuschreibung inakzeptabler Motive und zu eskalierenden Gesprächsprozessen, in denen der Partner letzten Endes als irrational und moralisch suspekt abgestempelt wird, führt. **Uta Quasthoff** und **Ludger Hoffmann** diskutieren Hürden in der Kommunikation mit der Verwaltung und ihre Deutung und Verarbeitung durch die betroffenen Migranten, die von Anpassung über die Entwicklung individueller Erfolgsstrategien bis hin zur Selbstwahrnehmung als Opfer reichen.

Erfahrungen mit individueller und gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit, mit multilingualer und interkultureller Kommunikation, mit Sprachbewertungen und Fremdbildern verdichten sich zu Sprachbiographien. Die Beiträge von **Katharina Brzić** und **Patrick Stevenson** zeigen, dass es sehr oft dabei um mehr als nur die Herkunftssprache und die Sprache des Aufnahmelandes geht: Zahlreiche Sprachen können im Lauf des Lebens in unterschiedlichen sozialen Kontexten (privat, schulisch, beruflich), an verschiedenen Orten und in unterschiedlichen biographischen Phasen relevant werden, Drittsprachen erlangen Bedeutung in Beziehungen von Partnern mit unterschiedlichen Herkunftssprachen, stigmatisierte Sprachen werden

in der Fremde zugunsten anderer Sprachen, die nicht die des Aufnahme-landes sind, abgelegt. Der Blick auf die sprachbiographischen Erfahrungen von Menschen, die selbst als Deutschsprachige zur Migration und damit auch in den Weg in eine fremde Sprache gezwungen wurden, mag viele vielleicht besser die tiefgreifenden Infragestellungen des Selbstverständnisses und der sprachlich-kommunikativen Selbstverständlichkeiten nachvollziehen lassen, die solche biographischen Umbrüche mit sich bringen können. **Anne Bettens** Studie über die Jeckes, die nach Israel vor dem Holocaust ausgewanderten deutschen Juden, legt Zeugnis über Zusammenhänge zwischen Sprachbewertung, ideologisch-kultureller Orientierung und Sprachloyalität in der neuen Umgebung und ihrer Bedeutung für das Selbstverständnis der Sprecher ab.

Wenn vom „Deutsch der Migranten“ die Rede ist, dann geht es auch darum, wie der Zweitspracherwerb verläuft und wie er pädagogisch zu unterstützen ist. Verläuft er anders als der Erstspracherwerb? Wie hängt er vom Erwerbsalter und den Strukturen der Erstsprache ab? Welche Erwerbsaufgaben stellen besondere Hürden dar? **Petra Schulz** befasst sich mit diesen Fragen in Bezug auf den Erwerb des Verständnisses von *W*-Fragesätzen, **Ulrich Mehlem** blickt auf die Entwicklung von mündlichen und schriftlichen Erzählkompetenzen. Linguistisch gesicherte Erkenntnisse sind hier vonnöten, denn nur mit ihnen ist es möglich, Sprachdidaktik und Sprachförderung effektiv zu gestalten. **Ursula Bredel** zeigt dies für den Orthographieerwerb und diskutiert, wie die Orthographiedidaktik zu optimieren ist, um Lerner besser zu unterstützen.

Die Dokumentation der **Podiumsdiskussion** zum Tagungsthema vervollständigt diesen Band. In ihr werden die hier besprochenen Aspekte aufgegriffen und durch weitere vervollständigt, wie die Frage nach der Rolle der Wissenschaft in der öffentlichen Diskussion, die Legitimität der wissenschaftlichen Diskurse über „Migrantendeutsch“ und „Ethnolekte“, den Zusammenhang von Bildungserfolg und sprachlichen Kompetenzen oder die Notwendigkeit und die Ausgestaltung von Sprachtests.

Der Erfolg der Tagung und das breite Interesse, auf das die verschiedenen Facetten des Tagungsthemas gestoßen sind, zeigen, dass wir es mit einem der Bereiche der gegenwärtigen Linguistik zu tun haben, in denen in den kommenden Jahren weitere neue Entwicklungen zu erwarten sind. Die Fragen der Ausbildung neuer Varietäten und ihrer linguistischen Strukturen, ihres Einflusses auf den Sprachwandel, die Entwicklung gesellschaftlicher und individueller Mehrsprachigkeit und die Entstehung neuer kommunikativer Interkulturen in Organisationen und im Privatleben, die Erforschung multilingualer Sprachbiographien und des Zweitspracherwerbs sowie die Entwicklung von linguistisch fundierten pädagogischen Angeboten und ihre feste Verankerung in Krippen, Kindergärten und Schulen sind Herausforderungen, die der linguistischen Forschung in den kommenden

Jahren genügend Stoff geben werden. Dass wir auf der Jahrestagung des IDS Beispiele prominenter Forschung zu all diesen aktuellen Entwicklungen präsentieren konnten, ist auch das Verdienst von Nina Berend, Inken Keim, Angelika Redder und Rosemarie Tracy, die mich im wissenschaftlichen Organisationskomitee dieser Tagung mit ihrer Expertise und ihren Kontakten unterstützt haben. Ihnen gilt mein Dank, ganz wesentlich zum Zustandekommen einer vielperspektivischen Tagung auf ein gesellschaftlich brennendes wie grundlagenwissenschaftlich herausforderndes Thema beigetragen zu haben.

Literatur

- Blommaert, Jan (2010): *The sociolinguistics of globalization*. Cambridge.
- Blommaert, Jan/Rampton, Ben (2011): *Language and Superdiversity*. In: *Diversities* 13, 2, S. 1–22.
- Sarrazin, Thilo (2010): *Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen*. München.
- Vertovec, Steven (2007): *Super-diversity and its implications*. In: *Ethnic and Racial Studies* 29, 6, S. 1024–54.

Migrationsbedingte Sprechweisen

Peter Auer (Freiburg i.Br.)

Ethnische Marker im Deutschen zwischen Varietät und Stil*

Abstract

Der Beitrag zeichnet im ersten Teil die historische Entwicklung ethnischer und polyethnischer Sprechweisen im Deutschen nach und skizziert die verschiedenen Transformationen ihrer indexikalischen Bedeutung. Im zweiten Teil des Beitrags wird anhand von Daten aus Stuttgart diskutiert, ob es sich bei den heute verwendeten polyethnischen Markern um Komponenten eines sozialen Stils oder um eine emergente neue Varietät handelt.

1. Einleitung

Das Thema dieses Bandes – das „Deutsch der Migranten“ – ist voller terminologischer und konzeptioneller Fallen. Viele der Bezeichnungen, die wir verwenden, um auf die Sprecher und Sprecherinnen zu verweisen, über die wir wissenschaftliche Aussagen machen wollen („Migrant/inn/en“, „Menschen mit Migrationshintergrund“), und viele der linguistischen Termini, die wir benutzen, um einen Teil ihres Repertoires an sprachlichen Ausdrucksmitteln zu erfassen („Ethnolekt“, „Dialekt“, „Multiethnolekt“), sind problematisch und diskussionsbedürftig. Worum es geht, sind die sprachlichen Konsequenzen der weltweiten, in den letzten 20 Jahren stark angewachsenen Migrationsbewegungen in die ökonomisch prosperierenden Gebiete der Welt, besonders in die Großstädte in Europa, Nordamerika, Asien und Australien, aus wirtschaftlich und/oder politisch bedrohten Gebieten an der (relativen) Peripherie. Die genauen demografischen, sozialen und linguistischen Parameter dieser Migrationsbewegungen sind von Fall zu Fall verschieden, sie haben aber in New York, London oder Paris, Hongkong, Singapur oder Melbourne genauso wie in Berlin, Hamburg oder Stuttgart zur Herausbildung hochdifferenzierter, für die Linguistik neuer Sprachkontaktsituationen geführt (*superdiversity*; Vertovec 2007). Der Sprachwissenschaft gelingt es nur allmählich, die Grundzüge einer Soziolinguistik der Globalisierung (Blommaert 2010) zu entwickeln, die diesen Entwicklungen theoretisch und methodisch Rechnung trägt und die die grundsätzliche Entkopplung von Sprache, Individuum und geografischem Raum, die damit einher geht, erfassen kann (Quist 2010). Insbesondere die Soziolinguistik steht vor einer Herausforderung. Die Entwicklung verläuft – etwa im Vergleich mit

* Für Kommentare und Verbesserungsvorschläge danke ich Vanessa Siegel und Arnulf Deppermann.

der so genannten Gastarbeiterimmigration und deren sprachlichen Folgen – rasant schnell und will überdies nicht so recht in die bekannten und beschriebenen Muster passen. Das liegt auch daran, dass im Mittelpunkt des soziolinguistischen Interesses heute nicht erwachsene Migranten stehen, die mehr oder weniger erfolgreich die Varietät des Aufnahmelandes als Zweitsprache erwerben, sondern bereits in Deutschland geborene und/oder aufgewachsene Kinder und Jugendliche, deren sprachlich-stilistische Selbstverortung im sozialen Raum sich an vielfältigen Mustern ausrichtet, biografisch instabil und situativ variabel ist und durch die permanenten Veränderungen der demografischen und sprachlichen Strukturen des sozialen Umfelds (z.B. durch neue Immigrationswellen) ständig Neuorientierungen erfordert. Nicht zuletzt stehen diese jugendlichen Sprechweisen in einem Spannungsfeld zwischen medialer Stilisierung und alltäglichem Gebrauch.

Die Forschung über die Folgen der Immigration für die urbanen jugendsprachlichen Sprechweisen sind eingebettet in politische Diskussionen um angebliche Parallelgesellschaften in Ausländerghettos; zugleich finden sie (seit 2001) im Kontext der Diskussion der Ergebnisse der Pisa-Studien statt, die den unterdurchschnittlichen Bildungserfolg von Jugendlichen aus Immigrantenfamilien dokumentiert haben. Schon dieses politische Umfeld der heutigen Diskussion zeigt, dass es nicht einfach um Jugendliche ‚mit Migrationshintergrund‘ geht. Ebenso wenig ist Mehrsprachigkeit an sich das Problem. Die öffentliche Diskussion blendet in der Regel all die Jugendlichen mit Migrationshintergrund aus, die gut in den gesellschaftlichen *mainstream* eingebettet sind. Es geht ihr um die Ränder der Gesellschaft, um diejenigen Jugendlichen, die sich vielleicht selbst ironisch als ‚Kanaken‘ bezeichnen, die in einem Stadtviertel wohnen, das sie u.U. ‚Ghetto‘ oder ‚Kiez‘ nennen, die sich zu einem guten Teil außerhalb der von ‚den Deutschen‘ beherrschten Gesellschaft und in diesem Sinn als ‚Ausländer‘ fühlen (selbst wenn sie einen deutschen Pass haben), und die sich mit ihrer schulischen und beruflichen Karriere schwer tun, ob sie sich nun um sie bemühen oder nicht. Es geht also um gesellschaftliche Problemfelder.

Aus soziolinguistischer Perspektive stellen sich in Bezug auf diese Jugendlichen eine Reihe von Fragen, etwa:

Stimmt der in der Öffentlichkeit inzwischen vorherrschende Eindruck, dass sich ihre Sprache deutlich vom autochthonen Deutsch unterscheidet und innovative Merkmale aufweist, die weder im gesprochenen Deutsch sozial vergleichbarer, deutsch-monolingualer Gruppen von Jugendlichen vorkommen noch als lernersprachlich erklärt werden können?

Wo liegen diese Unterschiede, wie frequent sind sie und welchen Stellenwert haben sie im Bezug auf die Struktur des autochthonen Deutschen?

Gibt es andere sprachliche Unterschiede zu monolingual deutschsprachigen Jugendlichen, etwa bei der Verwendung von regionalen und dialektalen Formen?

Können die Unterschiede als ethnische Marker bezeichnet werden, d.h. indizieren sie die Zugehörigkeit zu einer spezifischen ethnischen Gruppe, oder handelt es sich um poly- oder pan-ethnische Merkmale, die allgemein von Jugendlichen mit unterschiedlichen Migrationsgeschichten verwendet werden?

Verwenden auch Jugendliche mit monolingualem deutschen Sprachhintergrund solche sprachlichen Merkmale und was bedeutet es, wenn sie es tun?

Werden die sprachlichen Merkmale situationsspezifisch eingesetzt, d.h. sind sie Teil eines „ethnischen Repertoires“ (Sharma 2011; Benor 2010), das fallweise aktiviert und in den dafür nicht geeigneten Situationen durch die entsprechenden sprachlichen Ausdrucksformen der deutschen Mehrheitsgesellschaft ersetzt wird?

Schließlich: Schlägt sich die Verwendung der vom autochthonen Deutsch abweichenden Merkmale in schlechteren Schulleistungen nieder, ist sie mit diesen lediglich in einer nicht-kausalen Weise korreliert, oder haben die beiden Dinge überhaupt nichts miteinander zu tun?

Es fehlen uns immer noch belastbare empirische Untersuchungen, um auf all diese Fragen guten Gewissens Antworten zu geben. Lediglich über die Situation von Jugendlichen in Mannheim und Berlin wissen wir durch die Untersuchungen von Keim (z.B. 2007) und Wiese (2006, 2009, 2012; Wiese/Duda ersch.demn.) wenigstens in Ansätzen Bescheid und können deshalb zumindest zu einigen der genannten Fragen Antworten vorschlagen. Allerdings gibt es auch zu diesen Städten keine quantitativen Untersuchungen. Die Karriere dürftig dokumentierter und beleger,¹ angeblich ghettodeutscher Strukturen wie *ich mach dich Messer* in den Medien und die Gefahren, die sich aus den semantischen Konnotationen des Beispiels und der in diesem Fall sehr erfolgreichen „Enkodierung“ (Agha 2003, vgl. Beginn des Abschnitts 2.2) der ghettodeutschen Varietät in der Öffentlichkeit ergeben ist beredtes Beispiel dafür, dass wir Linguisten uns nicht im Elfenbeinturm der Wissenschaft befinden.

Der vorliegende Beitrag hat zwei Ziele. Zum einen legt es die rapide Entwicklung der Phänomene nahe, von einer systematischen Darstellung zugunsten einer historischen abzusehen. Ich werde also zunächst die Geschichte des ‚Ghettodeutschen‘² skizzieren. Im zweiten Teil des Beitrags werden erste Ergebnisse einer neuen Untersuchung (poly-)ethnischer Sprechweisen in multiethnischen Jugendlichengruppen in Stuttgart vorgestellt.

¹ Nach Wiese (2009) handelt es sich um kein Belegbeispiel, sondern „a ritualised threat that is often quoted in public discussions of Kiezdeutsch“.

² Die Bezeichnungen ‚Ghettodeutsch‘, ‚Straßensprache‘, ‚Kiezdeutsch‘ werden im Folgenden austauschbar verwendet und dabei möglichst der Begriff benutzt, der von den untersuchten Jugendlichen in den verschiedenen Städten selbst gebraucht wird; es handelt sich also immer um die Ethnonymie, nie um wissenschaftliche Begriffe.

2. ‚Türkendeutsch‘ – ‚Kanaksprak‘ – ‚Kiezdeutsch‘ und so weiter: Skizze einer Entwicklung

Um die komplexe Entwicklung ethnischer Sprechweisen in Deutschland in den letzten Jahrzehnten zu beschreiben, gehe ich von einem 2003 entwickelten Modell aus (Auer 2003). Allerdings verbietet es sich heute, die Begriffe Ethnolekte und Soziolekt noch mit derselben Selbstverständlichkeit zu verwenden wie damals, so dass ich eine revidierte Version vorschlage:

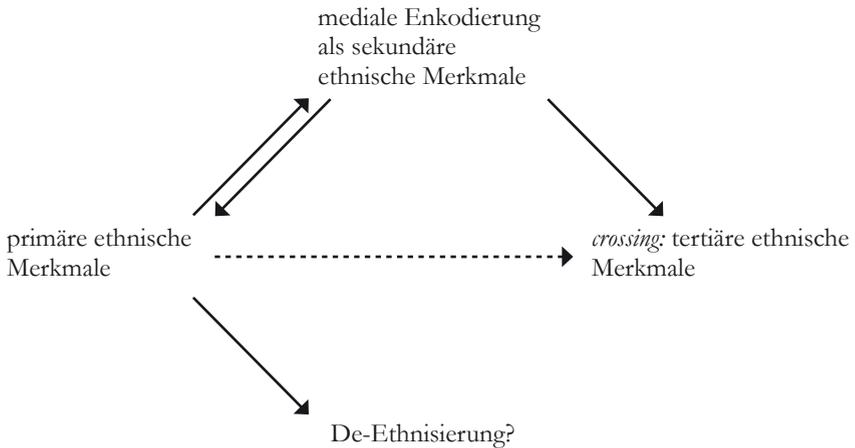


Abb. 1: Ein einfaches Modell ethnischer Merkmale im Deutschen (revidiert aus Auer 2003)

Ich werde im Folgenden die Stationen einer Entwicklung nachzeichnen, die sich in den Begriffen ‚primär, sekundär, tertiär‘ niederschlägt.

2.1 Die Anfänge ethnischer jugendlicher Sprechweisen in türkisch-dominierten Milieus

Die ersten Belege für die Herausbildung ethnischer Sprechweisen, die sich nicht als lernersprachliche Strukturen aus dem ungesteuerten Erwerb des Deutschen als Zweitsprache erklären lassen, sondern sozial etablierte Sprechweisen (soziale Stile) unter Jugendlichen mit Migrationshintergrund waren, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, stammen aus den frühen 90er Jahren und sind in Tertils „Ethnographie einer Jugendbande“, den Frankfurter „Power Boys“, dokumentiert (Tertilt 1996). Die Tonaufnahmen dieser türkischstämmigen Jugendlichen zeigen bereits wesentliche Merkmale des heutigen ‚Kiezdeutsch‘:

(1) (Erzählung eines Mitglieds der „Turkish Power Boys“; vgl. Tertilt 1996; eigenes Transkript einer Aufnahme; ethnische Merkmale unterstrichen)

aber SCHWUler eh

zum beispiel bei MIR; kam sogar BULLen; BULLen;
[b] [b]

weiß du was die gesacht ham zu mir.
∅

MACH(t) WEITer.
[ei] [ʁ]

un sin(d) WEGgegang. (1.0)
[z] [g̊.ge.g]

!BULLn!.

d? wi wIr warn grAde so? e? beim HAUn;
[ʁ]

ha? warn me de? ha?me unten theAterplatz.
in der toiLETTe;

hammer gesch(h)la(h)gen,

kommen die BULLn rein- (--)

erst ham die gedacht (da)=is was LOS ne,

ham=die=gemeint was MACHT ihr. (--)

<pp<wieso.>> ne wir haun den auf die FRESse (h);
[z]

ham=die=gemeint wieSO, (-)

SCHWUle.

hater gem(h)eint (h)macht WEITer is wieder RAUSgegang
[ʁ]

iSCHWÖRS;

Auffällig ist der Sprecher vor allem in phonetischer Hinsicht; viele Merkmale wie Monophthongierungstendenzen bei den Diphthongen, teils starke Stimmhaftigkeit der Obstruenten, auslautende Clusterschwächungen sowie typische frikativische R-Qualitäten werden wir später auch bei den Stuttgarter Sprechern finden. In der Grammatik gibt es ein Beispiel für einen fehlenden indefiniten Artikel (erste Zeile), ein relativ unspektakuläres Beispiel für die Weglassung einer Präposition (*unten [im/am] Theaterplatz*), die marginal auch im autochthonen Deutsch möglich erscheint, sowie evtl. die Weglassung eines Pronomens (*hammer [ihn, einen] geschlagen*). Daneben stehen

allerdings auch zahlreiche Fälle für die standardkonforme Verwendung von Artikeln (*die Bullen*), Präpositionen (*in der Toilette, auf die Fresse*) und Anaphern (*wir haun den auf die Fresse*). Dialektale Färbungen sind hin und wieder erkennbar (im Ausschnitt etwa im stimmhaften intervokalischen Sibilanten bei der Artikulation von *Fresse*), aber nicht ausgeprägt. Die heute stereotypisierte Verwendung der Floskel *ischnör(s)* dient dem emphatischen Abschluss der Erzählung und fällt vor allem durch die vollständige Assimilierung des wortauslautenden an den wortanlautenden Frikativ zwischen Pronomen und Verb auf, die schon zu dieser Zeit auf eine Entwicklung zum unverbirten Diskursmarker hindeutet. Auch die aus dem späteren medialen Ethnolekt bekannten Floskeln *korrekt* und *krass* kommen bei den Turkish Power Boys übrigens schon vor.

Es scheint gerechtfertigt, hier von **primären ethnischen Merkmalen** zu sprechen, weil in dieser Phase Fragen der medialen Stilisierung und Kodierung wohl noch keine Rolle gespielt haben. Tertils Analysen zufolge definierten sich die Turkish Power Boys durch ihre ethnische Zugehörigkeit, eben durch ihr Türkischsein. Es gab auch einige nicht-türkische Mitglieder der etwa 20-köpfigen Gang (ein Jugoslawe, ein Marokkaner, ein Italiener), die aufgrund ihrer Freundschaft mit anderen, türkischen Gruppenmitgliedern und wegen ihres Ausländerstatus akzeptiert wurden (Tertilt 1996, S. 24). Die Zugehörigkeit nicht-türkischer Gruppenmitglieder bedurfte nach Tertils Analysen aber besonderer sozialer Lizenzierungen.

Ethnische Sprechweisen unter Jugendlichen gibt es also seit mindestens 20 Jahren, tendenziell mit denselben Merkmalen wie heute. Das damalige massive quantitative Übergewicht der türkischstämmigen Jugendlichen in allen westdeutschen Großstädten und Berlin macht es extrem unwahrscheinlich, dass sie in anderen als eben diesen, dominant türkischen Netzwerken entstanden sind. Zu dieser Zeit bedeutet ‚Ausländer sein‘ in metonymischer Verengung in erster Linie ‚Türke sein‘.

2.2 Medialisierung: die „Enkodierung“ sekundärer ethnischer Merkmale

Etwa zehn Jahre später (vgl. zu Hamburg Dirim/Auer 2004, zu Mannheim u.a. Keim 2007; außerdem die Sammlung v.a. von Hörbelegen aus Süddeutschland bei Füglein 2000) waren einige bedeutende Veränderungen eingetreten. Die wichtigste war vielleicht, dass einige Merkmale der ethnischen jugendlichen Sprechweisen in dieser Zeit durch die Medien zu einem **sekundären ethnischen Stil** kodiert wurden – eine Entwicklung, die in den Mitt-1990er-Jahren begann (Beginn der Karriere von *Erkan & Stefan*) und ca. 2005 ihren Höhepunkt fand. Der Begriff der *Enkodierung* wird hier als Übersetzung von *enregistrement* (Registrierung = Schaffung eines Registers;

Enkodierung = Schaffung eines Codes) vorgeschlagen, mit dem Agha (2003, 2007) Prozesse beschreibt, „whereby distinct forms of speech come to be socially recognized (or enregistered) as indexical of speaker attributes by a population of language users“. Agha beschäftigt sich weniger mit dem tatsächlichen Sprachgebrauch, als mit den „models of language use that are disseminated along identifiable trajectories in social space“ (2007, S. 38). Er analysiert die Prozesse der Typifizierung, durch die Konstellationen von linguistischen Merkmalen (die er Register nennt) soziale Bedeutung erhalten. Dies geschieht dadurch, dass diese Merkmalskonstellationen mit ebenfalls typisierten Sprechern assoziiert werden (*role alignment*). Die spezifische Reflexivität, die den Prozess der Enkodierung kennzeichnet, besteht also darin, dass zugleich soziale (Sprecher-)Typen und Codes geschaffen werden, die so aufeinander abgebildet werden können, dass sie als ihre natürlichen Entsprechungen erscheinen. Enkodierungsprozesse finden natürlich auch in der Alltagskommunikation statt, aber in spätmodernen Gesellschaften sind sie zumindest in Bezug auf jugendliche Sprechweisen kaum anders als durch mediale Vermittlung denkbar.

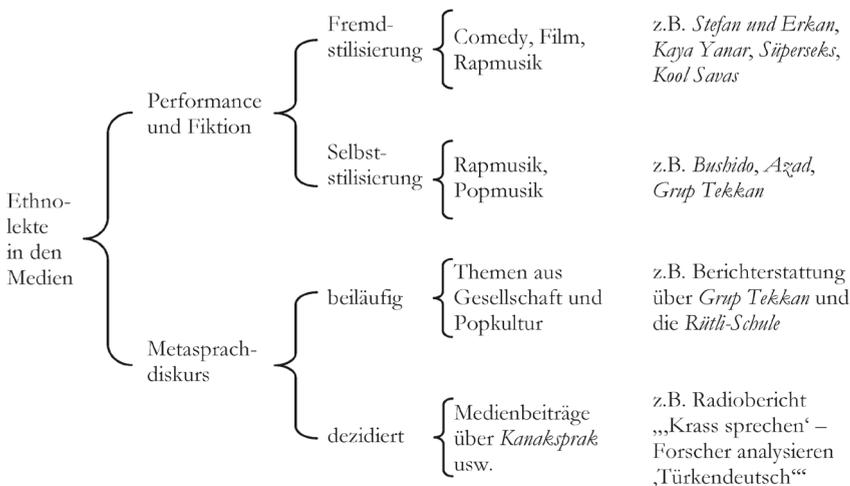


Abb. 2: Mediale Enkodierungsformen für ethnische Sprechweisen (aus: Androutsopoulos 2007)

Die Enkodierung ethnischer Stile in den Medien ist vielfältig untersucht worden, insbesondere in den Arbeiten von Androutsopoulos (z.B. 2007) (vgl. Abb. 2). Die Zuordnung von Sprechweisen zu bestimmten Typen jugendlicher Sprecher am Rand der Gesellschaft beruhte einerseits auf der Generalisierung von Merkmalen, die tatsächlich in ethnischen Stilen vorkommen (vgl. Bsp. 1), die aber forciert und generalisiert wurden, andererseits auf der Hinzunahme von Merkmalen, die frei hinzuerfunden wurden.

Mehrere Enkodierungen konkurrierten miteinander (und tun es teils noch heute). Einerseits gab es die Comedy-Variante, die in Verbindung mit einem bestimmten Typ männlicher, aggressiver, krimineller Jugendlicher konstruiert wurde, und die heute so in die Jahre gekommen ist, dass sie vermutlich nur noch Wenige amüsant finden (vgl. Bsp. 2).

(2) Quelle: Sprachführer „Kanakisch – Deutsch“ (Eichborn-Verlag) 2003

Es war ma ein krass geile alte Tuss, dem hatte Stiefkind. Dem alte Tuss hat immern in sein Spiegeln geguckt un den angelabert: „Spiegeln, Spiegeln an scheissndreck Wand, wem is dem geilste Tuss in Land?“ „Du selbern, isch schwör!“ hat dem Spiegeln gesagt. Un weil dem Spiegeln geschwört hat, hat dem dem geglaubt. Abern an eim Tag hat dem scheissndreck Spiegeln gesagt, dass dem Stieftochthern geilern is. Dem alte Tuss hat eim Typ angelabert un hat gesagt: „Fahr mit dem Arschloch-Balg in Wald un stesch dem ab, Alder!“ Dem Typ hat dem net gemacht, sondern hat dem Balg nur aus Auto geschmeisst. Dann is dem Balg losgelatscht un hat eim susse Haus gesehn un is rein un hat da gepennt. An abend sin dem siebn krasse Swerge gekommen, wo dem Haus gehört un ham gesagt: „Geil, Alder, was fur oberngeile Tuss, kuck ma wie geil dem aussieht.“ Dem hat am nächstem Morgen dem Tuss gesagt, dass dem da bleiben kann, weil dem obernkraass geil aussieht! Dann sin auf Arbeit gefahrt. Da kam alte Tuss an Haus vorbei un hat dem Balg einem krass genmanipulierte Apfeln gegeben. Dem hat dem gegessen un is tot umgefallt, isch schwör! Als dem Swergen von Arbeit gekommen sin, ham die dem Balg in 3ern Cabrio geschmeisst un sin Klinik gefahrt. Weil dem Swergen geheizt sin wie Arschlöchern, is dem Balg krass schlecht geworden un hat korrekt auf Ledersitze gekotzt, Alder! Un isch schwör, dem hat wieder gelebt.

Diese Variante des ‚Kanakisch‘ ist durch ihre humoristische Inszenierung leicht als Konstrukt erkennbar. Ohne jede Basis in der Wirklichkeit der primären ethnischen Merkmale sind hier z.B. die durchgängige Verwendung von *dem* als Definitartikel, die falschen Partizipialformen (*gefahrt*) und die Plural- und Kasusmarkierung durch *-n* in Wörtern wie *Spiegeln* (Nom.) oder *Apfeln*, die eher an Formen aus dem Erstspracherwerb erinnern; generalisierte und forcierte primäre ethnische Merkmale sind z.B. die Weglassung des indefiniten Artikels (*fur oberngeile Tus*) oder die Weglassung von Präpositionen (*sin Klinik gefahrt*).

Die Medienberichterstattung enkodierte aber auch eine andere Sprache, und diese war mit dem Anspruch verbunden, die wirkliche „Kanakensprache“ abzubilden. So etwa in der inzwischen berühmten SPIEGEL-Titelgeschichte „Die verlorene Welt“ (14/2006), durch die eine Neuköllner Schule in Berlin, die Rütli-Schule, plötzlich in das Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit rückte (vgl. Bsp. 3).

(3) (aus: SPIEGEL 14, 2006, Titelgeschichte „Die verlorene Welt“)

Aufklärung? Bildung? Lernen, für Zensuren, vielleicht sogar fürs Leben?

Was soll der Scheiß?

So reden die Bewohner dieser Welt. Ey, Mann, ey. Nutte. Killer. Krass. Es gibt viele „sch“- und „ch“-Laute in dieser Sprache, kaum noch ganze Sätze. Dreckische Deutsche, so reden sie.

In dieser Welt, mitten und vielerorts in Deutschland, geht es nur noch um einen Wert: Respekt. Respekt bekommt, wer cool und wer stark ist, wer die richtige Kleidung trägt, die richtige Sprache spricht, die richtige Musik hört, wer die richtigen Freunde und die richtige Bande hat. Respekt bekommt, wer die eigene, also die türkische oder libanesische Schwester vor Sex und Liebe und diesem großen glitzernden Westen schützt und selbst deutsche Schlampe fickt.

Ohne Artikel. Wie sie eben reden.

Im Lauf dieses Enkodierungsprozesses bekamen einige sprachliche Merkmale prominenten Status als **ethnische Stereotypen**, die auch und gerade unter Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft, die keinen oder nur wenig Kontakt mit den Migrationsmilieus hatten, bekannt wurden. Das wichtigste Merkmal auf der Lautebene ist ohne Zweifel die Koronalisierung des palatalen Frikativs in der Silbenkoda – ein bemerkenswerter Prozess der Uminterpretation eines Dialektmerkmals, das in den mitteldeutschen Dialekten weit verbreitet ist. So wurde es möglich, dass im Jahr der Debatte um die Rütli-Schule kurzfristig eine Popgruppe, die *Grup Tekkan*, bekannt wurde (oder bekannt gemacht wurde), deren einziges rekurrentes ethnisches Erkennungs-Merkmal die *cb*-Koralisierung war. Die drei Sänger kamen aus Germersheim, also aus dem dialektalen Koronalisierungsgebiet. Dennoch zweifelte niemand daran, dass ihre Ethnizität gerade an der *cb*-Koralisierung ablesbar war (vermutlich auf dem Hintergrund der Tatsache, dass sie sonst keinerlei dialektale Merkmale auswiesen und sich auch nichtsprachlich in ihrem Stil eindeutig als ethnisch identifizierten).

(4) (Grup Tekkan, Transkription des Refrains des Songs: „Wo bist du, mein Sonnenlicht?“ von 2006)

Wo bist du, mein Sonnenlischt?

Isch suche disch und vermisse disch.

Isch respektier nur disch

Damit du's weißt: Isch liebe disch.

...

Das zweite sprachliche Merkmal, das (poly-)ethnisch enkodiert wurde, war das Fehlen der Artikel. Beide Merkmale werden in Abschnitt 3 weiter besprochen.

2.3 Von ethnischen zu polyethnischen Markern

Ein weiterer Prozess, der in den Mitt-1990er Jahren einsetzte und in den Hamburger Daten aus den letzten Jahren des Jahrtausends (Dirim/Auer 2004) schon deutlich erkennbar ist, ist die Transformation eines vor allem mit Jugendlichen aus türkischen Familien verbundenen (mono-)ethnischen Stils in einen **polyethnischen**³ **Stil** (Quist 2008). Der Prozess wurde vermutlich durch die mediale Enkodierung befördert, die trotz der Bezeichnung ‚Türkendeutsch‘ in der Regel nicht an einer bestimmten ethnischen Kategorisierung der Sprechertypen interessiert war, sondern über ethnische Gruppen hinweg generalisierte; sicher wurde er aber auch durch die ethnische Diversifizierung der Großstadt-,Ghettos‘ in den 90er Jahren voran getrieben, die sich aus den großen neuen Flüchtlings- und Asylbewerbergruppen dieser Zeit ergab (Balkankriege, afghanische und iranische Flüchtlinge etc.). Die Indexikalität der sprachlichen Merkmale veränderte sich – statt Türkischsein indizierten sie nun ‚Ausländersein‘, in jenem spezifischen Sinn von ‚Ausländer‘, in dem die Sprecher selbst das Wort verwendeten, also im Sinne von aus dem deutschen *mainstream* sozial ausgegrenzte Menschen mit nicht-deutschem Familienhintergrund.⁴ Dieser Prozess war bereits um die Jahrtausendwende in den Anfängen zu beobachten; die damals noch klare Dominanz der Türken und Türkinnen belegt allerdings u.a. die Tatsache, dass die von uns in Hamburg untersuchten Jugendlichen nicht-türkischer Herkunft fast nur aus dem Türkischen stammende⁵ Anredeformen und Diskursmarker verwendeten, etwa

³ Quist (2008) verwendet die Hybridform Multi-Ethnolekt. Der Begriff geht auf Clyne (2000) zurück.

⁴ Evidenz für diesen polyethnischen Charakter der Merkmale findet sich bei Freywald et al. (2011).

⁵ Auch wenn diese Wörter etymologisch teils persisch-arabischer Herkunft sind, wurden sie über das Türkische entlehnt.

(5) *lan* (>*ulan*), *oğlum*, *abi* (>*ağabey*), *moruk*, *canım*, *kızım*, *valla(hi)*, *tamam*,

kaum solche aus anderen Immigrantensprachen.

Welche ethnischen Gruppen sich dieser polyethnischen Sprechweise anschlossen und welche nicht, ist bis heute nicht empirisch untersucht. Es kann aber wohl als sicher gelten, dass es sich bis heute um einen selektiven Prozess handelt, an dem verschiedene ethnische Gruppen unterschiedlich stark teilnehmen. Wir haben es also nicht mit einer panethnischen, sondern nach wie vor mit einer polyethnischen Sprechweise zu tun.

2.4 Crossing

Vor allem durch die Medien vermittelt, finden wir spätestens seit der Jahrtausendwende auch vermehrt die Verwendung stereotypisierter ethnischer Merkmale durch deutsche Jugendliche, die in der Regel nichts mit den Immigrantenumilieus zu tun hatten bzw. sich von ihnen sogar aktiv abgrenzten. Diese Verwendungen sind immer zitathaft und lassen sich am besten unter den von Rampton geprägten Begriff des *crossing* fassen (Rampton 1995, zusammenfassend Auer 2006). Auch zu diesem Thema gibt es ausführliche Untersuchungen (vgl. z.B. Deppermann 2007).

2.5 Deethnisierung?

Crossing muss scharf von dem letzten zu besprechenden Schritt in der Transformation ethnischer Merkmale getrennt werden. Es ist für einige europäische Großstädte behauptet worden, dass sich die polyethnischen Sprechstile von Jugendlichen in den letzten zehn Jahren zu einem „late modern youth style“ de-ethnisiert hätten (vgl. Rampton 2011 und in diesem Band, sowie Cheshire et al. 2011 für London, Madsen 2011 für Kopenhagen, wo der spätmoderne Jugendsprachstil laut ihrer Analyse allerdings vor allem phonetische und lexikalische Merkmale einschließt, kaum die für den deutschen ethnischen Stil diskutierten grammatischen Merkmale). Das würde implizieren, dass die soziale Bedeutungshaftigkeit dieser Sprechweisen als Index für polyethnisches ‚Ausländersein‘ verloren ginge, d.h. auch die Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft, die den Stil nicht verwenden, würden ihn nicht mehr mit ‚Ausländersein‘ assoziieren. Der neue Stil werde nicht mehr nur von Jugendlichen mit Migrationshintergrund verwendet, sondern genauso auch von monolingualen Jugendlichen. Ben Rampton spricht in Bezug auf London sogar von einem nicht mehr nur jugendsprachlichen „contemporary urban vernacular“, das sich über das gesamte Altersspektrum hinweg ausbreitet. Systematische Daten für Deutschland fehlen leider. Es gibt aber umgekehrt bisher auch keine Evidenz dafür, dass Erwachsene die Merkmale des polyethnischen Stils beibehalten, die sie als Jugendliche ver-

wendet haben (oder gar einen solchen Stil erwerben). Keim (2007) zeigt sogar, dass ihre türkischstämmigen Jugendlichen im Übergang zum Erwachsenwerden die ethnischen Merkmale ihrer früheren Sprache ablegen. Dabei spielt in ihrem Fall allerdings nicht nur das Lebensalter eine Rolle, sondern auch die Tatsache, dass sie sich sozial neu positionieren und nicht mehr dem ‚Ghetto‘ zugehörig fühlen. Ob dasselbe auch für junge Erwachsene gilt, die diesen Sprung nicht geschafft haben, ist noch zu untersuchen.

Auch für die Übernahme der ethnischen Sprachmerkmale durch monolingual deutsche Sprecher gab es schon in unseren Hamburger Daten einige Hinweise im Bereich der Morphologie und Syntax (fehlende Artikel und Präpositionen). Wie weit der Prozess fortgeschritten ist, muss empirisch geklärt werden.

3. Entsteht eine neue Varietät des Deutschen?

In der bisherigen Darstellung war neutral von ethnischen Sprechweisen, Merkmalen oder Stilen die Rede, Begriffe wie ‚Ethnolekt‘ oder ‚Polyethnolekt‘ wurden vermieden. Ich bin damit der Frage aus dem Weg gegangen, ob die jugendlichen Sprechweisen, mit denen wir hier zu tun haben, Varietätenstatus haben. Sie sind selbstverständlich kein neuer „Dialekt“ (so Wiese 2012) im in der deutschen Linguistik üblichen Sinn des Wortes,⁶ denn sie sind nicht diatopisch definiert, sondern ethnisch oder sozial.

Ob man von Varietäten oder Stilen (Sprechweisen) spricht, ist zunächst eine Frage der Perspektive, d.h. es ist nicht unmöglich, dass dasselbe Set von kookkurrierenden sprachlichen Merkmalen einmal als Teil einer Varietät, das andere Mal als Teil eines sozialen Stils analysiert wird. In der folgenden Gegenüberstellung orientiere ich mich an einem Stilbegriff, der von Eckert und in ihrem Umfeld, der „third wave sociolinguistics“, entwickelt wurde (Eckert 2004, in Anwendung auf das Thema ethnischer Sprechweisen besonders Quist 2008):

Varietät

strukturell definiert

bestimmt durch ko-okkurrierende grammatische und ggf. phonologische Merkmale

Stil

ethnografisch definiert

bestimmt durch linguistische und andere semiotische Merkmale, die soziale Bedeutung haben/bekommen

⁶ In der britischen Soziolinguistik wird *dialect* oft synonym mit *variety* gebraucht, etwa wenn vom *standard dialect* die Rede ist. In der kontinentaleuropäischen Tradition sind Dialekte immer diatopisch gebundene Varietäten. Es scheint mir keinen Grund zu geben, diese etablierte Definition aufzugeben, zumal mit ‚Varietät‘ ja ein neutraler Begriff zur Verfügung steht.

Varietät	Stil
etisch: definiert aus der Perspektive des Wissenschaftlers	emisch: definiert aus der Perspektive der sozial Handelnden
die Merkmale werden als System verstanden und analysiert	die Merkmale werden als Form der sozialen Praxis verstanden und analysiert
stabil, feste Grenzen	kontextabhängig, prozessual, fließend, schnell neu konfigurierbar
Verletzungen von Kookkurrenzrestriktionen führen zu inakzeptablen Äußerungen	Verletzungen von Kookkurrenzrestriktionen führen zu neuen/ anderen sozialen Bedeutungen (oder machen den Sprecher unauthentisch)
bezogen auf eine Sprachgemeinschaft	bezogen auf <i>communities of practice</i> (Wenger 1998), d.h. auf eine kleine Gruppe

Abb. 3: Stile und Varietäten im Kontrast

Stile werden nach Eckert kleinräumig in sozialen Gruppen – so genannten *communities of practice* (Wenger 1998) – entwickelt und unterliegen schnellen Veränderungen. Sie können schnell rekonfiguriert werden, und diese Rekonfigurationen werden von den Teilnehmern genutzt, um sich selbst in einem sozialen Raum zu verorten, in dem sie ihre eigene soziale Identität in Opposition zu relevanten anderen Milieus konstruieren. Die Konstruktion sozialer Identitäten ist daher „a process of bricolage – an appropriation of local and extra-local linguistic resources in the production not just of a pre-existing persona but of new twists on an old persona“ (Eckert 2000, S. 214). Nimmt man noch die Interaktion zwischen medialen und individuellen Identitätskonstruktionen hinzu, die Eckert nicht zentral berücksichtigt, die aber im Falle ethnischer Identitätskonstruktionen durch sprachliche Stilmerkmale eine wesentliche Rolle spielt, kommt diese Beschreibung den sozialen Praktiken in den Immigrantenumilieus der deutschen Großstadtvierteln recht nahe. Der Eckertsche Stilbegriff betont die Gebundenheit der den Stil konstituierenden semiotischen Merkmale an kleine Gruppen direkt miteinander kommunizierender Sprecher und Sprecherinnen, die diese semiotischen Ressourcen aus einem Pool schöpfen, der selbst durch Varietäten bestimmt sein kann. Diese kleinräumige, selektive Aneignung von Bruchstücken aus Varietäten ist auch in polyethnischen Milieus zu beobachten, sie steht aber in einem Spannungsverhältnis zur großräumigen, v.a. medialen Enkodierung stilistischer Muster.

Die Relevanz sprachlicher Merkmale für soziale Stile schließt also nicht aus, dass dieselben Merkmale auch als Elemente von sprachlichen Varietäten betrachtet werden können, die aus der Perspektive des Linguisten definiert werden und durch systemhaft miteinander ko-okkurrierende Merkmale bestimmt sind. So argumentiert Wiese (2012), dass das ‚Kiezdeutsch‘ ein „eigenes System“ bilde – vergleichbar mit anderen Varietäten des Deutschen (2012, S. 105). In der Tat ist es wichtig zu unterstreichen, dass das ‚Kiezdeutsch‘ keine Ansammlung von individuellen Fehlern ausländischer Sprecher ist, die des Deutschen nicht mächtig sind. Es handelt sich bei den ethnischen Merkmalen meist (siehe unten) um systematische Abweichungen von der Standardvarietät des Deutschen. Allerdings ergibt sich daraus noch nicht automatisch ihr Varietätenstatus, denn natürlich weiß man in der Soziolinguistik seit vielen Jahrzehnten, dass auch Variation innerhalb einer Varietät systematisch organisiert ist. Um tatsächlich von sprachlichen Varietäten sprechen zu können, müssen zumindest einige der folgenden Merkmale vorliegen:

- die Jugendlichen sollten die die Varietät definierenden sprachlichen Merkmale mit einer gewissen Häufigkeit verwenden;
- die einzelnen Merkmale sollten nicht in Isolation, sondern in Konkurrenz miteinander auftreten;
- die Merkmale sollten wesentliche Eigenschaften des sprachlichen Systems betreffen, insbesondere nicht nur den Wortschatz oder die Lautstruktur, sondern auch die Morphologie und Syntax.

In diesem Abschnitt sollen nun einige der sprachlichen Merkmale in Bezug auf die genannten Parameter diskutiert werden. Grundlage sind Daten, die 2010–2012 in Jugendzentren und Schulen in so genannten Brennpunktvierteln der Stadt Stuttgart von Daniela Picco und Vanessa Siegel im Rahmen ihrer laufenden Promotionsprojekte aufgenommen wurden. Im Augenblick werden ca. 20 Sprecher und Sprecherinnen analysiert, die 14–19 Jahre alt sind. Es handelt sich mehrheitlich um Jugendliche mit türkischem bzw. türkisch-kurdischem Familienhintergrund, aber auch solche mit Eltern aus dem Kosovo, aus Bulgarien, Italien, Tunesien gehören zur Informantengruppe.⁷ Im vorliegenden Beitrag werden lediglich Daten von zehn Sprechern berücksichtigt.

3.1 Lautliche Eigenschaften

Die Phonetik und Phonologie ethnischer Sprechweisen ist trotz vieler charakteristischer Merkmale noch kaum systematisch untersucht. Das stereotypi-

⁷ Die Auswertung ist noch nicht abgeschlossen.

sierte Merkmal der *cb*-Koronalisierung ($/ç/ > [ç]$) scheint in der Wahrnehmung alle anderen lautlichen Eigenschaften in den Hintergrund gedrängt zu haben. Die erste Frage an unser Material war daher, wie häufig die *cb*-Koronalisierung überhaupt auftritt. Dazu wurden alle Tokens für die Wörter *ich* und *mich* sowie, falls diese keine 100 Beispiele ergaben, außerdem die Realisierungen von *sich*, *dich* und *nich(t)* ausgezählt (bis die Daten erschöpft oder ca. 100 Belege gesammelt waren). Die Ergebnisse finden sich in Tabelle 1. Die Koronalisierung kann unterschiedlich stark sein, denn ihre artikulatorische Grundlage (Kontakt zwischen Palatum und Zunge breiter und oft auch mehr nach hinten verlagert) ist graduell. Entsprechend werden in der Auszählung klar koronalisierte Realisierungen von partieller Koronalisierung unterschieden. Im Kontext vor Verben, die mit einem alveo-palatalen Frikativ beginnen (also etwa in *ich schwör*), ist die Realisierung von $/ç/$ als $[ç]$ oder sogar $[ʃ]$ kein Ergebnis der Koronalisierung (allein), sondern (vor allem) der Assimilation an den Anlaut der folgenden Silbe. Diese Fälle wurden daher nicht berücksichtigt. Die Werte in Tabelle 1 beziehen sich also lediglich auf die prozentualen Anteile der (partiellen) Koronalisierung in nicht-assimilierenden Kontexten.

	Herkunftsland Familie	Alter	vollständige oder weitgehende Koronalisierung	partielle Korona- lisierung	palataler Frikativ	n=
MA N_JH_1,6	Portugal	18	11%	7%	82%	94
FU N_JH_1	Türkei	15	1%	15%	84%	85
FAB N_JH_2	Italien	16	2%	9%	89%	64
MA2 N_JH_2, N_RS_3	Italien	15	3%	5%	92%	101
SO N_JH_5	Türkei	15	9%	14%	77%	112
BU N_JH_5	Türkei	15	9%	14%	77%	100
LO O_JH_1	Bosnien	15	2%	3%	95%	59
ES N_RS_1	Kosovo	17	18%	36%	46%	100
ER BC_JA_08, 09	Türkei	14	2%	6%	92%	100
MV BC_JA_5	Türkei	15	2%	4%	93%	92

Tab. 1: Koronalisierung in *ich*, *mich* (*dich*, *sich*, *nich(t)*) in nicht-assimilierenden Kontexten bei zehn männlichen Jugendlichen mit unterschiedlichem sprachlichen Hintergrund

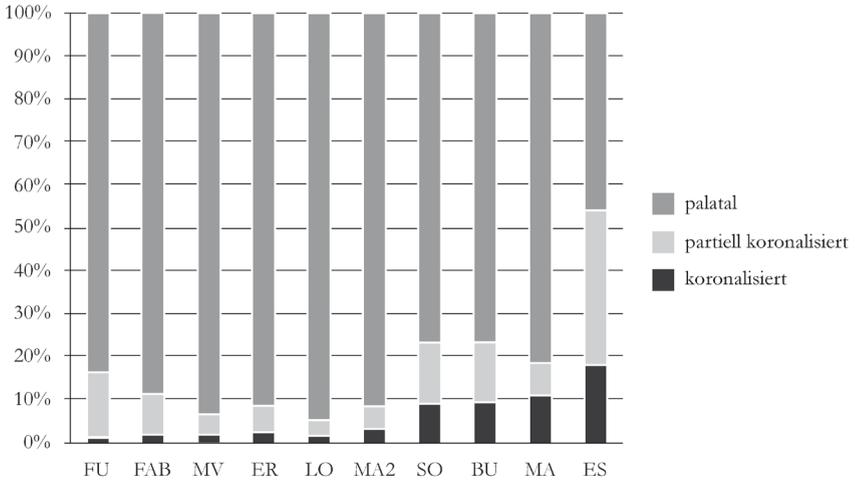


Abb. 4: Prozentualer Anteil der Koronalisierung in *ich*, *mich* (*dich*, *sich*, *nich(t)*) in nicht-assimilierenden Kontexten bei zehn männlichen Jugendlichen mit unterschiedlichem sprachlichen Hintergrund

Aus durchschnittlich nur knapp 6% voll koronalisierten Formen, 83% palatalen Realisierungen und 11% Zwischenformen lässt sich ableiten, dass dieses Stereotyp ethnolektaler Sprechweise zumindest bei Stuttgarter Jugendlichen mit Migrationshintergrund keine wesentliche Rolle spielt (vgl. Abb. 4). Das Merkmal ist bei sechs der Jugendlichen praktisch nicht existent, und lediglich ein Informant (der Kosovo-Albaner ES) verwendet es regelmäßig, wenn auch in Alternanz mit der palatalen Form; in seinem Fall sind die teils oder voll koronalisierten Varianten etwa genauso häufig wie die palatalen Realisierungen.

Allerdings entspricht die nicht-koronalisierte Realisierung des auslautenden Frikativs nach vorderem Vokal keineswegs immer der standard-sprachlichen bzw. aus den autochthonen Nicht-Standard-Varietäten bekannten Lautung. So lassen sich im Material insbesondere zahlreiche Fälle von Verstimmhaftung des auslautenden Frikativs beobachten. Bemerkenswert ist außerdem, dass die nicht-koronalisierte Realisierung auch in vielen Äußerungen vorkommt, die aufgrund ihrer sonstigen Phonetik eindeutig ethnisch markiert sind. Das phonetisch-phonologische System der Jugendlichen ist insgesamt klar durch eine Reihe von nicht-autochthonen Merkmalen gekennzeichnet, die sowohl segmentaler als auch suprasegmentaler (prosodischer) Art sind. In den Daten gehören dazu u.a.

- die starke Stimmhaftigkeit der im autochthonen, vor allem südwestdeutschen Deutsch schwach oder gar nicht stimmhaften, als Lenes realisierten Plosive /b, d, g/ sowie der Frikative /s, ʃ, j/ sowie /j/ in wortinitialer und -medialer, aber auch in Auslautposition;
- im Vergleich zum autochthonen Deutsch die artikulatorische Fortisierung des /r-/Lautes in silbeninitialer Position, und zwar entweder als apikaler r-Laut oder – häufiger – durch eine starke frikativische Geräuschbildung, die für den deutschen Südwesten völlig untypisch ist;
- die tendenzielle Monophthongierung der Diphthonge durch Angleichung von *on-* und *offglide*. Die Verkürzung der Distanz zwischen An- und Abglitt ist auch für das Schwäbische typisch; während sie dort jedoch durch Hebung des Anglitts erreicht wird (der schwa-ähnliche Qualität bekommt), scheint sie im ethnischen Stil eher durch die Senkung des *offglides* erreicht zu werden; eine Zentralisierung des Anglitts ist nicht zu beobachten;
- die teilweise gespannte Realisierung der im autochthonen Deutschen kurzen Vokale /u, o/; umgekehrt scheint der vordere Hochvokal (/i/) oft stark zentralisiert zu werden.

Diese segmentalen Merkmale werden (mit Ausnahme der r-Varianten) nicht kategorisch realisiert, sondern variieren sehr stark. Sie sind aber ohne Frage so rekurrent und frequent, dass praktisch alle Äußerungen der Sprecher als nicht-autochthon erkennbar sind. Dazu kommen prosodische Merkmale. Die Tendenz zur Rhythmisierung durch starke Hervorhebung von pränuklearen (Nebenakzent-)Silben, die Kern (2011) für Berlin feststellt, ist jedoch ein relativ seltenes Kontextualisierungsmittel, das nur für bestimmte Äußerungstypen eingesetzt wird. Wichtiger für die Prosodie der untersuchten Sprecher scheint ein spezifisches Zusammenspiel zwischen der Tendenz zur extremen Reduktion unbetonter Silben, vor allem im Bereich vor der Nukleussilbe in der Intonationsphrase einerseits, und einer Tendenz zur Nicht-Reduzierung von Silben, die im autochthonen Deutsch zu Schwa reduziert werden, andererseits.

Die Koronalisierung spielt im Gefüge dieser Merkmale jedenfalls keine wichtige Rolle. Dies erinnert an das vollständige Fehlen der Koronalisierung in den Hamburger Daten aus der Zeit um 2000 (Dirim/Auer 2004); die soziale Bedeutung der Koronalisierung ist jedoch in Stuttgart eine andere. Während die Koronalisierung in Hamburg keine soziale Bedeutung hatte, wird sie von den Stuttgarter Sprechern aktiv *vermieden*. Dies lässt sich im folgenden Gesprächsausschnitt erkennen, in dem ein Sprecher den anderen explizit wegen seiner *ch*-Koronalisierung kritisiert:

(6) (BC_JA_01, 426-432)

(IL ist ein 15-jähriger Kosovo-Albaner, MV sein 15-jähriger türkischer Freund; es geht um die Schulprojekte der Jugendlichen, nach denen JS, die Interviewerin EX, gefragt hat)

- IL ja NE:, mein THEma wa:r; (-) planung einer HALoween party?
(0.5)
- EX hm_hm,
- IL isch hatte: 'd ((click) isch hatte: die abschnitte-
- MV ICH; (-) nich ISCH. [h h h
- IL [ja.
ich ich hatte die abschnitte- (---)'d ((click) äh haloween geSCHICHte:?
u:nd (--) haloween in aMERika.
- EX <<p>oKEY.>

Das für (sekundäre?) ethnische Stile enkodierte Merkmal der Koronalisierung ist den Jugendlichen also bewusst und wird – jedenfalls in einem Gespräch mit einer jungen Erwachsenen – als unpassend kritisiert. (Man beachte, dass MV in seiner eigenen Sprachproduktion während der Aufnahme nur in 2% der Fälle koronalisiert; vgl. Tab. 1.) Wir haben es mit einer bewussten Abwehr allzu ‚kanaksprachlich‘ konnotierter Sprechweisen zu tun, die evtl. auch durch die mediale Konstruktion des Stereotyps bedingt ist. Da ‚Kanaksprak‘ als typisch für das Berliner Milieu enkodiert ist, passt dazu auch, dass für unsere Informanten gerade Jugendliche aus Berlin Neukölln (die sie übrigens nicht über die Print- oder Funkmedien kennen, sondern aus einer Chatgroup) eine relevante Gegengruppe darstellen, von der sie sich explizit abgrenzen:

(7) (BC_JA_02)

(aus demselben Gespräch; *Fisch* = allgemeine abwertende Bezeichnung)

- EX was ist eine FISCHgegend?
- IL berLIN.
- MV ah die DENken so wenn diese:: berLIner oder was weiß ICH=
=diese FISChe;=
=die DENken die wären HART oder so; (--) weil die z*WEI mal im FERNsehen kommen und sich da KLATschen;
(--) die sollen hierHER komm.=